

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 198. Bromberg, den 31. August 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

8. Fortsetzung.)

Der Schmerz über Sir Georges Hingang wurde einigermaßen dadurch gemildert, daß ein Sohn des alten Fürstenhauses gleichzeitig (unter Oberaufsicht des neuen Residenten, Sir Herbert Layson) die Regierung übernahm. Es war Yussuf Khan, Ibrahim Khans ältester lebender Sohn — selbst eines der Produkte und vielleicht nicht das glücklichste, von Sir George Merrimans Reformen. Bei Sir Georges Einzug in Nasirabad erst vier Jahre alt, wurde, der junge Prinz sofort unter die Leitung eines englischen Hofmeisters gestellt; es war Sir Georges Überzeugung, daß die Reformen sowie die Kultur von oben nach unten gehen müssen. Zum Hofmeister des jungen Prinzen Yussuf Khan wählte er einen alten Oxforder Freund namens Bowles. Vermutlich sah Sir George diesen mehr durch die Brillen der Freundschaft, als der Pädagogik; es ist auch möglich, daß er zu sehr von den übrigen Einwohnern Nasirabads und ihren bunten Angelegenheiten in Anspruch genommen war, um viel Zeit für die zahlreichen Angehörigen des fürstlichen Hauses übrig zu haben. Und jedenfalls trug der Nimbus, der den Eroberer Nasirabads umgab, dazu bei, alle Exzesse des jungen Thronfolgers zu verhindern, solange Sir George selbst die Leitung des Reiches inne hatte. Übrigens war Dr. Bowles dem Prinzen ein so guter Lehrer, daß er die Sprache seines Vaterlandes fast ganz über der der Eroberer vergaß. Sogar mit seinem eingeborenen Lehrer, dem alten Dichter Ali, sprach er meistens englisch. Aber das Jahr 1906 — Yussuf Khans fünfundzwanzigstes Jahr — war kaum angebrochen, als er auch schon Sir Herbert verschiedentliche Nüsse aufzuknacken gab.

Zu dieser Zeit war sein alter Erzieher Bowles schon aus dem Spiele, mit einer schönen Pension und sämtlichen Orden des Staates Nasirabad an seiner Brust nach England heimbefördert; es war also Sir Herbert selbst, der dem Anprall des ersten Sturmlaufes des jungen Regenten gegen das neue Regime standhalten mußte. Er tat es in seiner eigenen Weise, und vielleicht wäre das, was nun geschah, nie eingetroffen, wenn ein Mann von anderem Charakter Sir Herberts Platz bekleidet hätte, in welchem Falle auch dieses Buch nie das Licht der Welt erblickt hätte. Habent sua fata libelli, sagt mit Recht der römische Dichter. Nun war Sir Herbert Layson gerade ein Jünger dieses römischen Dichters sowie seines großen Namensvetters Herbert Spencer; er war ein stiller, ironischer, arbeitsamer, verschlossener Mann, der seine Tagesarbeit verrichtete und es liebte, auf das Leben von einer ebenso kühlen und klaren Höhe herabzublicken, wie er von seinem Palast in Nasirabad auf die Bergtäler unter der Hauptstadt herniedersah. Yussuf Khans jugendliche Heißblütigkeiten fing er wie Wurfgeschosse mit dem Schild seiner Ironie auf; es muß zugegeben werden, daß dieser Schild auf harte Proben gestellt wurde. Es begann mit Regierungsfragen, in denen der junge Regent seinen Willen durchsetzen wollte; die Angriffe auf diesem Gebiet waren von kurzer Dauer. Sir Herbert ließ den jungen Mann bei einer oder zwei passenden Gelegenheiten seinen Willen durchsetzen; das war genug. Die Unruhe und Erregung der Bevölkerung, die sich schon an die maßvollen Verordnungen und Auflagen des englischen Residenten gewöhnt hatte, überzeugte sogar Yussuf Khan sehr bald, daß seine Anlagen nach anderen Richtungen wiesen. Recht bald hatte er auch herausgefunden, welche diese Richtungen waren: Pferdesport und militärische Übungen. Der Anfall dauerte gut zwei Jahre, von 1907 bis Ende 1909. Darauf folgte eine kurze Periode der Mattigkeit beim Pattenten, bis die neue Phase der Krankheit auftrat. Und als dies geschah, wurde Sir Herbert zum ersten Male unruhig. Denn nun hatte das Weib seinen Einzug in Yussuf Khans Leben gehalten, und was schlimmer war, das geträumte, nur mit den Augen des Ideals gesehene Weib. Sir Herbert hatte Grund zur Unruhe.

Bei diesem Punkt fragt sich der flüchtige Leser erstaunt: Was weiter? Hat man nicht von diesen indischen Fürsten und ihren Harems gelesen, wo die schönsten, üppigsten Frauen der Welt ausschließlich für ihre Rechnung verwahrt werden, wie eine Bibliothek von Luxusausgaben? Sind nicht ihre mandelförmigen Augen schwärzer und sanfter als die der Gazelle, ihre Glieder geschmeidiger als Schlingpflanzen, ihre Zärtlichkeit berauschender als Haschisch! Gibt es nicht eine schwedische Zenanamission für diese Unglücklichen? Oder war Yussuf Khan schlechter daran als seine Kollegen? — Dem Leser, der diese elegant formulierten Fragen stellt, können wir nur antworten: Möge er sich selbst in Yussuf Khans Lage versetzen, als souveräner Gatte von einhundertfünfzig schönen Asiatinnen aller Völkerschaften! Was nützt ein Harem und seine arabeskengeschmückten Mauern gegen das Ideal? Das Ideal findet immer eine Ritze in den Arabesken, durch die es sich eindrängt; es ahmt die Stimme der Nachtigallen nach, um von Frauen zu singen, tausendmal verführerischer als die Haremskönigin, es flüstert im Palmenrauschen; sein Sirenengesang klingt aus dem Rieseln der Springbrunnen. Oder, um so prosaisch zu sprechen wie Seine allerchristlichste Majestät Franz I. von Frankreich, auch er Herr eines (höchst christlichen) Harems — „toujours perdrix“! Immer Rebhühner! — Leben Sie einmal einen Monat von Rebhühnern und Bordeaux, und Sie sehnen sich nach Käse und Brot und einem Schluck Wasser. Leben Sie ein paar Jahre von Rebhühnern, und Sie werden Vegetarianer. Yussuf Khan, Maharadscha von Nasirabad war schon um die Mitte des Jahres 1909 definitiv zum Vegetarismus übergegangen, und zu Ende dieses Jahres war seine idealistische Krankheit in ein bösartiges, akutes Stadium getreten.

Er wollte eine europäische Prinzessin heiraten!

Hatte Sir Herbert Layson Grund, unruhig zu sein oder nicht?

Was die Sache noch verschlimmerte, war der Charakter des trefflichen Sir Herbert. Sein Schädel entbehrte gänzlich jener idealistischen Knollen, die ein Phrenologe an dem Yussuf Khans gefunden hätte; als Yussuf Khan seine

Gesellschaft aufsuchte und ihn zögernd in die stumme Qual seines Geistes einzuweihen begann, begegnete ihm Sir Herbert mit einem trockenen Lächeln und mit Reflexionen über die europäischen Frauen, die Yussuf Khan vor Empörung aufflammen ließen, wie einen neuen Bayard. Erst als es zu spät war, erkannte Sir Herbert, wie die Dinge standen, und änderte seine Taktik; aber seine Versuche, den jungen Regenten für Polo- oder für Regierungsfragen zu interessieren, hatten keinerlei Erfolg mehr. Seine einzige Hoffnung war, daß der Frühling, der die Liebe im Menschen wieder entzündet, auch seine Wirkung auf Yussuf Khan nicht verfehlen würde. Der Frühling kam; doch anstatt bei Yussuf Khan die Liebe zu den hundertfünfzig Frauen wieder zu entflammen, ließ er seinen Idealismus auflodern wie die Scheiterhaufen an den Landstraßen oben im Gebirge. Und was mehr war: der Frühling brachte ihm einen Plan. Da es unwahrscheinlich war, daß die europäischen Prinzessinnen ihn in Nasirabad aufsuchen würden, blieb offenbar nichts anderes übrig, als daß er sie in Europa aufsuchte.

Nun begann Sir Herbers wirkliches Inferno. Endlose Ermahnungen und ironische Ausfälle erwiesen sich als gleich fruchtlos. Den ganzen Sommer streifte Yussuf Khan wie ein unversöhnlicher Schatten um seinen Palast herum, einen einzigen Wunsch auf den Lippen. Der Sommer Nasirabads, sonst kühl und angenehm gegen den Sommer im übrigen Indien, wurde für Sir Herbert so allmählich heißer als der Bikanirs. Die Quellen seiner Ironie vertrockneten vor Yussuf Khans asiatisch glühender Halsstarrigkeit. Er wurde nervös und reizbar, er verlor seine kühle Erhabenheit gegenüber den Phänomenen des Lebens und seine Arbeitsfreude. Endlich faßte er Ende Juli seinen Entschluß und schrieb an den Vizekönig in Simla: Konnte man es riskieren, einen vom Gifte des Idealismus fieberkranken Himalaya-Löwen auf Europa loszulassen? Waren die heiratsfähigen europäischen Prinzessinnen unfallversichert? Hatte nicht Pasteur irgendeine Behandlungsmethode für diese neue Form der Rabies?

Die Antwort des Vizekönigs, die mit bis dahin unbekannter Spannung in Nasirabad erwartet wurde, lautete kurz und bündig: Lassen Sie den jungen Idioten reisen, aber sorgen Sie für Bewachung.

Sir Herbert stieß einen Seufzer unsäglicher Erleichterung aus. In einer Woche waren die Arbeiten an Yussuf Khans Ausrüstung in vollem Gange — dieser Zeitraum war nötig, um die Begriffe des jungen Regenten über die Pracht, die bei der Werbung um eine weiße Prinzessin entfaltet werden sollte, ein wenig zu modifizieren. Nachdem Elefanten, goldschabrackengeschmückte Stuten und eine Eskorte von zweihundert stummen Sklaven aus dem Programm gestrichen waren, blieb noch ein Punkt, in dem er sich unerschütterlich zeigte: Die Kronjuwelen Nasirabads vom ersten bis zum letzten mußten mitgenommen werden. Selbst mit dieser Pracht wußte er nur zu gut, wie unendlich gering seine Aussichten waren, die geträumte stolze Prinzessin zu errringen: ohne die Juwelen waren diese Aussichten winziger als die Eier der weißen Ameise. Sir Herbert zuckte die Achseln; tatsächlich konnte er in diesem Punkte nichts machen, denn die Juwelen waren Yussuf Khans Privateigentum. Er begnügte sich damit, sich die Juwelen zeigen zu lassen; es war ein sehenswerter Anblick. Er wußte vom Hörensagen, welche Schätze der alte Ibrahim Khan in seiner Juwelenkammer aufgestapelt hatte, aber bisher waren sie ebenso sorgsam vor seinen Augen verborgen gewesen, wie die hundertfünfzig Damen in Yussuf Khans Harem. Es war eine Pyramide von Diamanten, Perlen, Topasen, Smaragden, Rubinen und Gold, ein lichtsprühender Wasserfall von Farben. Halb geblendet von dem, was er gesehen, beeilte er sich, für eine möglichst solide Verpackung der Schätze Sorge zu tragen.

Wir werden Gelegenheit finden, später von ihnen zu sprechen.

Am 15. August ums Morgengrauen verließ Yussuf Khans Freierzug Nasirabad. Die Sonne ging eben hinter den Kämmen des Himalaya auf, und das Schloß Nasirabad mit seinen schlanken Türmen war wie in ein Netz von weißem Licht verstrickt. Die Kanonen der Bastion verkündeten dröhnend die Botschaft von der Abfahrt des Regenten, und das Volk wimmelte in den Straßen, um Yussuf Khan auf seinem Schimmel zum Stadttor hinausreiten zu sehen, durch das Sir George Meriman vor fünfundzwanzig Jahren eingezogen war. Sir Herbert gab dem Maharadscha bis zum ersten Pferdewechsel des Abends das Geleite. Dann kehrte er zu seinem Tagewerk zurück, froh in dem Bewußtsein, daß die Aufsicht über diesen beschwerlichen Schützling seinem alten barschen Freunde, Oberst Morrel, anvertraut war, seit zehn Jahren Militärkommandant von Nasirabad. Außer diesem befand sich keine andere Persönlichkeit von Rang im Gefolge als Yussuf Khans alter eingeborener Lehrer, der sechzigjährige Hofdichter Ali.

Der Abendhimmel zwischen den Talwänden, durch die Yussuf Khan mit seinem Gefolge verschwand, war ein feuerlilienflammender Gürtel über einer Region von blendendem Pfingstlilienweiß — gleichsam ein himmlischer Versuch zu einer Heraldik für seine Rechnung, als er nun seine Freierfahrt in das Land der weißen Prinzessinnen antrat. Mit einem Lächeln über die Aussichten von Yussuf Khans Werbeplänen wandte Sir Herbert seinen Traber wieder Nasirabad zu, froh, in Ruhe seine Arbeit wieder aufnehmen zu können, und seine ironische Betrachtung der Phänomene des Lebens aus den Fenstern der Residenz, die auf die Felsentäler Nasirabads blickten.

V.

Das große Hotel. (Fortsetzung)

„Waren Sie oben, und haben Sie ihn gesehen, Miß Helen?"

„Gewiß. Nicht alle bleiben bis zum Lunch liegen, wie Sie, Mr. Cray. Einen hübschen Schlips haben Sie da."

„Sehr erfreut, das von Ihnen zu hören. Aber wie sieht er aus?"

„Prachtvoll. Er hatte weiße Tennishosen und einen Zylinder."

„Nicht viel für September."

„Machen Sie keine schlechten Witze! Er hatte noch eine Menge anderer Dinge an. Übrigens sieht er sehr gut aus, obwohl er ein bißchen dick zu werden anfängt."

„Wie alt ist er denn?"

„Er sieht aus, wie ungefähr dreißig. Er hat einen schwarzen Schnurrbart und wunderschöne Zähne. Und das Gefolge — Sie sollten sich wirklich schämen, solange zu schlafen."

„Waren Elefanten, Kamele und Nigger dabei?"

„Wenigstens Nigger. Es war überhaupt nur ein weißer Mann in der Gesellschaft, ein alter barscher Herr mit weißem Schnurrbart. Der Portier sagte, es ist ein englischer Oberst, der dazu angestellt ist, das Untier, wie Mama ihn nennt, zu bewachen."

„Und die übrigen waren Nigger?"

„Wenn man sie so nennen will. Sie haben eine dunkle Gesichtsfarbe, aber ich versichere Ihnen, sie sehen stattlich aus. Er hat so eine Art Leibwache von zehn Mann mit Turbanen und Krummsäbeln, die seine Zimmer Tag und Nacht bewachen sollen. Und dann war da noch ein alter Herr, so irgendeine Art Würdenträger, vermute ich, der war in Zivil und sah so ehrwürdig aus, wie ein Erzbischof. Er hatte einen grauen Bart, der nach beiden Seiten weggekämmt war, ganz wie auf dieser Zeitungsreklame."

„Die ungarische Pomade?"

„Ja, ganz richtig. Als sie die Eingangstreppe hinaufgingen, sprach er irgend etwas in Versen. Es klang wie eine Beschwörung. Mir wurde ganz andächtig zumute."

„Kam ein Djinn? Hat er nicht auch irgendeine Kupferlampe gerieben?"

„Das weiß ich nicht. Er hatte so weite Kleider, das konnte man nicht sehen."

„Asiatische?"

„Jedenfalls nicht aus Newyork. Aber sonst ein stattlicher alter Herr. Er sah ein bißchen wild aus, aber gebildet, wenn Sie verstehen, was ich meine."

„Aber sicherlich. Wie ein gebildeter Amerikaner."

„Herrgott, wie witzig Sie sind, Mr. Cray! Hier kommt Mama."

(Fortsetzung folgt.)

Die Sondermeldung.

Skizze von Ernst Flessa.

Ruth Bermoien hat einen prächtigen Tag hinter sich. Unpünktlich wie gewöhnlich kommt sie vom Tennisplatz und bringt einen wunderbaren Hunger zum Abendbrot mit. Die Sonne, die sie beim Morgenritt, beim Segeln und Baden während des halben Tages und beim Spiel am Abend in sich getrunken, schenkt ihr nun, aus allen Poren rückstrahlend, das Gefühl, wirklich etwas geleistet zu haben, und eine herrliche, prickelnde Müdigkeit. Ehrlichkeit! — denkt sie und reckt sich wohlig auf dem Seidendivan ihres Zimmers. — Man darf das Glück nennen: Papas kluger Kopf umspannt die halbe Welt, und es gibt keinen Wunsch, den er mir versagen müßte. Ich bin niemand verpflichtet, und ich bin jung! Jungsein ist unbegreiflich groß. Was es eigentlich ist, kann man restlos nur bei Musik fühlen, bei vornehm verrückter, moderner Tanzmusik. Selten entspricht das Radio unmittelbaren Wünschen. An diesem glücklichen Tage zeigt es Manier und Verstand. Ein kleiner Druck der gepflegten Hand, und schon füllen vornehm verhaltene Jazzklänge den Raum.

Eine unliebsame Unterbrechung: die Abendmeldungen. Ruth ärgert sich ein wenig. Was geht es sie an, was in der Welt geschieht! Das ist Sache von weniger glücklichen Menschen oder von solchen, die sie in ihrem Gang zu bestimmen wissen, wie etwa ihr Papa es tut. Sie hat die Pflicht, jung zu sein und alles Schöne des Daseins nach Wahl und Laune entgegen zu nehmen. Aber einen anderen Sender zu suchen, ist Ruth in diesem Augenblick, ehrlich gestanden, zu faul. Die Stimme des Ansagers tropft irgendwo sehr ferne vorbei. Es könnten Laute einer fremden Sprache sein.

Es geschieht aber, daß Ruth dennoch aufspringt und, eine fast unsinnige Erregung in den schönen Zügen, die einzelnen Worte gleichsam aus dem Lautsprecher saugt. So hatte es begonnen: „Achtung! Eine Sondermeldung! Die Bergwacht teilt mit . . .“ Dann kommen die furchtbaren Augenblicke, in denen all das, was das Bewußtsein beharrlich als unglaubhaft ablehnen möchte, langsam eindringliche, unabänderliche Wirklichkeit wird. Die Meldung wiederholt sich, sachlich deutlich und unbarmherzig. Ein Irrtum ist nicht möglich. Da gräbt das so überaus daseinssichere, schöne Mädchen den Kopf in die Kissen und fürchtet sich vor den Zusammenhängen, die sie immer wieder von neuem durchdenken muß:

Da ist ein junger, begabter Mensch, dessen Namen jetzt Tausende nachsprechen, dieser Mensch, der bis zu diesem Augenblick unausstehlich war mit seiner überlegenen Nachsicht. Er gehört zu dem großen Kreis ihrer unvermeidlichen Verehrer. Papa hält merkwürdigerweise viel von ihm. Es ist ein abseitiger Mensch, Arzt, auf einem sehr entlegenen Sondergebiet tätig, in Arbeiten auf lange Sicht verwickelt, die nur geringen, greifbaren Erfolg einbringen. Er versteht nicht zu unterhalten; er ist gewiß nicht häßlich, aber unbeholfen wie ein Bär. Wenn Geist von derart tödlicher Langeweile umgeben wird, dann kann ein Mädchen von Ruths Ansprüchen und gesellschaftlichem Format gern mit Dank darauf verzichten. Das unausstehlichste sind seine stets beherrschten, zu jeglicher Güte bereiten Augen. Andere fragen weniger und verlangen eindeutiger, aber sie wissen gewandte Worte dafür. Die schlägt man mit spielerischem Spott. Berthold Semper dagegen ist lächerlich in seiner unentwegten, zurückhaltenden Verehrung. Lächerlichkeit kann nicht verziehen werden.

Dann war da vor drei Tagen das Seefest, begünstigt von schönem Sommerwetter. Berthold der Bär ist natürlich auch zugegen. Man muß unhöflich sein, ihm zeigen, daß man ihn für überflüssig hält. Aber er scheint nicht zu verstehen und wartet, bis der verweigerte Tanz vorüber ist; dabei lächelt er seltsam. Es wird ein unglückseliger Tag. Berthold gelingt es, Ruth allein anzutreffen, und er zwingt sie mit seiner ganzen empörenden Nachsicht, ihn anzuhören. Er redet sehr ernst, eigentlich manneswürdig, schwerfällig, aber echt. Kurz, man kann es als eine regelrechte Werbung ansehen. — Über zwei prächtigen Tagen, die dem heutigen an Bewegung und Sonne nicht nachstanden, vergißt man diese peinliche Lächerlichkeit völlig, auch die Worte, mit denen er ihre spöttische Abweisung hingenommen: „Ich werde mir jetzt Urlaub nehmen und in die Berge gehen, über 3000 Meter hinaus. Ich bitte Sie, mitzukommen. Sie können, wenn Sie wollen. Ich erwarte Sie. Ich möchte Sie fern von all dieser zweideutigen Welt wissen, wenn Sie sich endgültig entscheiden.“ — So lächerlich spricht dieser Mensch. Solchen Unsinn vergißt man tunlichst. Aber jetzt sind diese Worte auf einmal wieder da, laut, entsetzlich laut. Ruth reißt den Hörer vom Telephon. Papa hat eine wichtige Sitzung, darf nicht gestört werden. Ruth sei am Telephon; Papa müsse unbedingt —. Da ist endlich seine Stimme. Er verspricht gern, an zuständiger Stelle zu ersuchen, alle Meldungen über Berthold Semper privat an Ruth weiter zu geben. Ruth ist eine ganze Nacht hilflos allein und kann nicht schlafen. Manchmal schrickt sie zusammen, aber immer ist es eine Täuschung, niemand hat angerufen. —

Die durch Rundfunk verbreitete Meldung der Bergwacht, daß der bekannte Arzt und Bergsteiger Berthold Semper seit zwei Tagen vermißt sei (an dem und jenem Punkt ist er zum letzten Male gesehen worden; man bittet alle Bergsteiger um zweckdienliche Nachrichten!), wird am Nachmittag des nächsten Tages zurückgenommen und dahin berichtigt, daß der Gesuchte von einer gefahrvollen Einzeltour wohlbehalten zurückgekehrt sei. Ruth geht tagelang mit einem bösen Gesicht umher. Ein großer Kreis forscher, eleganter Sportsleute bemüht sich um sie. Beleidigend deutlich weist Ruth sie zurück. Sie hat ihre Launen. Immerhin, ihr Reichtum und ihre Schönheit sprechen sie auf jeden Fall frei.

Einige Abende später: Als ob nichts gewesen wäre, sitzt Berthold bei Papa auf der Terrasse der Villa. Der Mann, der seine Hand an der letzten, feinsten Grenze der Welt, und der, welcher sie in ihrer realen Mitte hält, verstehen sich prächtig. Ruth ist nicht zu bewegen, herunter zu kommen. Nach einer sehr langen Unterredung schickt aPpa unbegreiflicherweise Berthold einfach hinauf in ihr Zimmer. Ruth weint vor Zorn; zunächst, daß sie sich durch diese völlig überflüssige, nun ihr selber unbegreifliche Angst gedemütigt hat, eine Nacht und einen halben Tag hindurch, und jetzt bringt die unerhörte Frechheit dieses Menschen sie völlig zum Rasen. Berthold geht trotzdem nicht, läßt alles schweigend über sich ergehen und lächelt, freilich ohne es ihr zu zeigen. Sie sagt, daß sie ihn hasse wie nichts sonst auf der Welt. Darüber hinaus weiß sie nichts mehr zu sagen.

Nach einer Weile beginnt Berthold sehr ruhig und verständig ganz nebensächliche Dinge zu erzählen: von den Bergen, von der großen, feierlichen Einsamkeit der ertrotzten Schneegipfel; und dann geschieht es auf einmal, daß er behutsam das schöne Blondhaar des ungebärdigen Mädchens streichelt, ohne daß Ruth sich gegen diese Liebkosung wehrt.

Späne.

Von Albert Mähl.

Der erst darf sich das Leben leicht machen, der es in seiner ganzen Schwere zu nehmen weiß.

*

Man weiß in den Flügeljahren der Gefühlsseligkeit nicht den klaren, wirklichkeitssinnvollen Inbegriff einer Herzensregung zu schätzen, der, einmal erworben, selbst mit der leidvollsten Enttäuschung nicht zu teuer erkauft worden ist.

*

Es gibt Freunde, die uns nur darum schätzen, weil ihre maßlose Eitelkeit es verlangt, daß wir uns mit ihnen sehen lassen, etwa wie ein eitles Mädchen durch die Schar der Verehrer betonen will, wieviel es von sich selber hält.

*

Wenn ein Mann von Charakter durch anhaltendes Mißgeschick kleinmütig wird und einen Schwächeren, der große Hoffnungen auf ihn setzte, um Hilfe angeht, läßt dieser ihn meistens erst recht im Stich, weil jener ihn um das Zutrauen gebracht hat, um das er sich nun empfindlich betrogen fühlt.

*

Eine der Ursachen, die dazu führt, daß über uns soviel entschieden wird, ist die, daß wir selber alles knechtisch vermeiden, was Entscheidungen herbeiführen kann.

*

Große Männer gleichen den Strömen, die von den Bergen niederbrechend freien Laufs das offene Meer erreichen; kleinere Geister den Gewässern, die in die größeren Flüsse münden.

*

Wir können auf dem Lebensweg manchen Stecken aus der Hand legen; nur das Leidenskreuz müssen wir alle bis zum Grabe schleppen.

*

Fühlst du dich, ohne eitel zu sein und dich dessen zu rühmen, still deines Wertes bewußt, so verzage nicht, wenn die Einsamkeit dich bedrückt, und klage nicht, weil du nicht deinesgleichen hast. Denn wer sich selbst genug sein kann, bedarf nicht anderer. Die Vielen aber, das glaube wahrlich, können alle zusammen sich nicht genug sein, und die Zeit wird kommen, wo sie deiner bedürfen, um sich an dem Beispiel deiner Lebenshaltung aufzurichten.

Man muß nur zu fragen verstehen.

Ein Schauspieler sah auf der Tafel des französischen Königs eine goldene Schüssel mit Rebhühnern stehen, die ihm ob ihres Wertes gewaltig in die Augen stach. Der König, der seine begehrlichen Blicke bemerkte, rief einem Diener zu, dem Schauspieler die Schüssel mit den Rebhühnern zu reichen. „Wie, Majestät, die Rebhühner auch?" fragte der kluge Schauspieler. Der König, der diesen Wink verstand, erwiderte: „Gewiß, die Rebhühner auch!"

Man soll vorbeugen.

Der Sonnenkönig — man weiß Bescheid — hielt nichts von Demokratie und so. Eines Mittags dozierte er an der Tafel: „Wir Könige haben unsere Macht von Gott. Und wenn ich jetzt befehle, daß einer von Ihnen ins Wasser springen soll, so hat er zu gehorchen."

Es wurde ein bißchen unbehaglich beim Frühstück, der Graf von Guise legte den Löffel auf den Teller und erhob sich.

„Wohin, mein Freund?" fragte neugierig Ludwig XIV.

„Schwimmen lernen, Majestät!"



Bunte Chronik



*** Ein Knabe, der ohne Arme auf die Welt kam.** Die Schulbehörde in Orahovica (Jugoslawien) stellte fest, daß der Taglöhner Kolaritsch seinen achtjährigen Jungen, trotzdem er längst schulpflichtig war, nicht zum Unterricht schickte. Die Untersuchung ergab, daß die Eltern sich eines Gebrechens des Kindes schämten und den Knaben seit seiner Geburt verborgen gehalten haben. Der Knabe war nämlich ohne Arme auf die Welt gekommen. Der kleine Krüppel erzählte den Beamten der Schulbehörde, daß es ihm stets sehr gut ergangen sei. Eine Intelligenzprüfung ergab glänzende geistige Entwicklung des Knaben, der auch inzwischen gelernt hat, sich der Füße ähnlich wie der Hände zu bedienen. Da die Eltern sehr arm sind, hat der Bürgermeister des Ortes einen Unterhaltsbeitrag für das bedauernswerte Kind bewilligt.

*** Der Mann mit den vierzigtausend Wanzen.** Für den Durchschnittsmenschen sind Wanzen recht unerwünschte, gewissermaßen verhaßte Tierchen. Ganz anders denkt über dieses Problem jedoch ein greiser Herr in München, der sich rühmen darf, das größte Wanzenmuseum Europas zu besitzen. Umfaßt doch seine Sammlung mehr als 40 000 verschiedene Wanzenarten. Trotz dieses außerordentlichen Reichtums ist der sammelwütige Mann recht unzufrieden, weil es nämlich auf der Erde mindestens — sechzigtausend verschiedene Wanzenarten gibt. Das Münchener Wanzenmuseum gewährt aber trotz alledem einen höchst erstaunlichen Überblick über die unzähligen und ungleichartigen Kinder der Wanzenfamilie. Da gibt es grüne, rote, blaue, ja sogar mehrfarbige Wanzen, so daß man mit noch viel größerer Verachtung auf die „gemeine Bettwanze" herabblickt. Auch in der Größe und Form findet man die sonderbarsten Merkwürdigkeiten vertreten. Die absonderlichsten dürften wohl die — viereckigen Wanzen sein, die man in allen möglichen Größen antrifft. Wohl selten hat sich die liebe Natur bei einer anderen Tiergattung in solcher Vielfaltigkeit ausgelassen. Angefangen bei den Wanzen-Pipins, die kaum größer sind als der Punkt auf dem Buchstaben „i", durchläuft die Mannigfaltigkeit der Größe alle Grade bis zum Höchstumfang von Zentimetern. Diese Wanzenriesen sind Import aus dem Süden Amerikas. Im lebenden Zustande sind sie nicht ganz ungefährlich, denn sie beißen „richtig" und die Folgen der Bißwunden tragen den von ihnen heimgesuchten Personen nicht selten langwierige und böse Entzündungen ein.

*** Das Wundermetall Abaryt.** Vor einiger Zeit erregten Londoner Berichte, die von der Erfindung eines Chemikers erzählten, der ein Wundermetall ohne Schwerkraft gefunden haben sollte, großes Aufsehen. Das Rätsel dieses Metalls, Abaryt genannt, scheint nunmehr gelöst. Es ergibt sich zwar, daß auch Abaryt selbstverständlich der Anziehungskraft der Erde unterliegt, das neue Metall enthält aber trotzdem genügend wunderbare neuartige Kräfte. Abaryt ist kein neues Element, sondern nur eine neuartige Legierung dreier verschiedener Metalle, Platin, Kobalt und Germanium, und zwar nach einer bestimmten chemischen Verbindung. Die Experimente in London und Newyork haben gezeigt, daß Abaryt 200mal empfindlicher für magnetische Einflüsse ist als Stahl. Aus diesem Grunde kann für die drahtlose Übertragung von Licht- und Schallwellen Abaryt, wenn seine Fähigkeiten sich wissenschaftlich bestätigen, wahre Wunderdienste leisten.

*** Die kleine List.** Künstler haben ihre Launen, Abneigungen, Sympathien. Goethe verfluchte den Tabak, Schiller roch an faulen Äpfeln, die Sängerin Patti reagierte sauer, wenn der Name der Stadt Bukarest fiel. Faktisch, sie hatte was gegen Bukarest; jedes Angebot, dort zu singen, lehnte sie ab. Der Impresario rang die Hände, buchte seine Verluste, knaupelte nach einem Ausweg. Bald hatte er ihn, den Ausweg. Er ließ an die Patti depeschieren: „Falls Angebot angenommen wird, bereitet rumänischer Adel großen Empfang am Bahnhof vor. Schlitten, Minister, Musik." Konnte sie da widerstehen, die Patti, das liebe Herz? Nachts kam man an, der Empfang verlief programmäßig, glücklich sank die Künstlerin in die Kissen. Am anderen Vormittag holten sich dann hundert Statisten das Honorar vom Impresario — für den adeligen Empfang.

*** Die Ruhe ist der Güter höchstes.** An der Peripherie Berlins, in Halensee, haust ein weiser Mann, Philosoph, Satiriker, amüsanter Gaukler, schläft in den Tag hinein, gespenstert nachts durch den Grunewald, allen verschlossen. Aber Briefe kriegt er doch. Die lagern dann auf seinem Schreibtisch, monatelang uneröffnet. Was kümmert ihn die Welt? Neulich aber telegraphierte ein Verleger an ihn mit bezahlter Rückantwort, warum sein Brief denn nicht... Gelassen telegraphierte Mynona zurück: „Brief folgt." Und begab sich in den Wald, um nach den Sternen zu schauen.

Lustige Rundschau



*** Erlebnis in Hamburg.** Max Reger gastierte in Hamburg, saß am Flügel und trillerte Schuberts Forellen-Quintett in den Saal. Am andern Mittag sitzt er in seinem Hotelzimmer, liest die Kritiken der Morgenzeitungen, freut sich, ärgert sich, pfeift sich eins. Da kommt der Kellner herein, in der Hand ein silbernes Tablett mit einem eigenartigen Briefchen einer begeisterten Hamburgerin. Diese erlaubt sich, dem verehrten Meister in Erinnerung des gehabten musikalischen Genusses ein paar vollfette Forellen lebend zu dedizieren. Max Reger freut sich, ärgert sich, pfeift sich eins — und antwortet dankend, daß er sich erlauben würde, in seinem nächsten Konzert Haydns Ochsen-Menuett zu spielen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.